

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

Inside. Beside. Beyond? „Historikerstreit 2.0“ und globale Erinnerungskultur

Multiperspektivität in die erhitzte Debatte des „Historikerstreits 2.0“ und in eine globale, inklusiv gestaltete Erinnerungskultur einzubringen – so lautete das hochgesteckte Ziel, das Meron Mendel, der Leiter der Bildungsstätte Anne Frank und Professor für Transnationale Soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences, zu Beginn der Konferenz „Beyond. Towards a future practice of remembrance“¹ formulierte.

„Das Land von Halle und Hanau“

Darf der Holocaust mit kolonialem Gewaltgeschehen verglichen werden? Führt gar ein Weg „von Windhuk nach Auschwitz“²? Ist Israel ein emanzipatorisches oder ein koloniales Projekt? Und sind wir in Deutschland aufgrund der NS-Vergangenheit zwar für Antisemitismus sensibilisiert, aber blind gegenüber Rassismus? Diese zugespitzten Fragen markieren die Pole einer komplexen Debatte, die seit 2020 unter dem Signum „Historikerstreit 2.0“ geführt wird. Sie zielen auf das Verhältnis von Holocaust und Kolonialismus sowie auf die damit verbundenen Ansprüche an eine globale Erinnerungskultur in einer postmigrantischen Gesellschaft, die Erinnerung nicht als „Nullsummenspiel“ begreifen, sondern „multidirektional“ (Michael Rothberg³) ausgerichtet sein soll. Stark verkürzt und auf Deutschland fokussiert geht es also um sämtliche Implikationen, die in dem auf der Konferenz geäußerten Satz der Künstlerin Hito Steyerl liegen, was es bedeute, in „dem Land von Halle und Hanau“ zu leben.

In die Feuilletons wurde der „Historikerstreit 2.0“ bereits 2020 katapultiert, als die sogenannte Mbembe-Debatte in ihrer ganzen Unversöhnlichkeit zeigte, was es bedeutet, nicht ins Gespräch zu kommen. Dem aus Kamerun stammenden Achille Mbembe, einem bekannten Theoretiker

¹ Das Programm der Tagung findet sich unter https://www.bs-anne-frank.de/fileadmin/content/Events/Flyer_Beyond_Konferenz_Sept_2022_neu.pdf. Alle 15 Vorträge und Podien wurden ebenso wie die Abendveranstaltung aufgezeichnet und sind online abrufbar unter: https://www.bs-anne-frank.de/events/kalender/termindetail?tx_news_pi1%5Baction%5D=detail&tx_news_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx_news_pi1%5Bnews_preview%5D=213&cHash=93fed54bce291bafd534e3e7e074c213.

² Zimmerer, Jürgen: Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Berlin/Münster 2011.

³ Rothberg, Michael: Multidirektionale Erinnerung: Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung, Berlin 2021.

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

des Postkolonialismus, wurde vom Beauftragten der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, Felix Klein, vorgeworfen, den Holocaust zu relativieren und das Existenzrecht Israels infrage zu stellen.⁴ Zusätzliche Brisanz brachte der 2021 vom Politikwissenschaftler Dirk Moses erhobene Vorwurf, in Deutschland sei das Gedenken an den Holocaust zu einem von „Hohepriestern“ gepredigten „Katechismus“ geronnen.⁵

Wem gehört die Geschichte?

In diesem Vorwurf ruhen grundlegende Fragen, die auch zentrale Bezugspunkte für die Tagung bildeten und die der Genozidforscher Omer Bartov (Providence, Rhode Island) in seiner Keynote treffend pointierte: Wem gehört die Geschichte? Dann – insbesondere im Historikerstreit 1986 verhandelt –: Wer schreibt die Geschichte? Und heute: Wer gestaltet die Erinnerung an sie? Sowohl Bartov als auch die Ethnologin und Präsidentin des Goethe-Instituts Carola Lentz (Mainz) riefen ins Gedächtnis, dass die heute (u.a. von Moses) kritisierte Erinnerungskultur in Deutschland erst „von unten“ erkämpft werden musste. Doch ist die Gesellschaft nun, folgt man Moses Vorwurf, von ihrer eingangs vom Präsidenten der Frankfurt University of Applied Sciences, René Thiele, betonten „Verantwortung zu erinnern“ entbunden? Oder zeigt die Debatte – ähnlich wie der Historikerstreit 1986 – die Krise eines nationalen Selbstverständnisses an? Die Antworten sind multifaktoriell. Erste Hinweise gab Bartov: Heute, so der in Israel Geborene, sei ihm bewusst, dass er nicht nur „Jude“, sondern auch „ein weißer Mann“ sei und dass diese veränderte Rollenwahrnehmung Implikationen für die Art des Erinnerns besitze. Dieser Perspektivwechsel werde, wie Mendel betonte, aus postkolonialer Perspektive eingefordert, die – freilich auch mit einer bestimmten politischen Intention – gerade den deutschen Diskurs erreiche, der von geschichts- und identitätspolitischen Motiven durchzogen sei.⁶

⁴ Die Debatte ist umfassend dokumentiert unter <https://www.perlentaucher.de/essay/historikerstreit-2-von-achille-mbembe-zu-a-dirk-moses-eine-chronologie.html> [eingesehen am 25.09.2022].

⁵ Moses, Dirk: Der Katechismus der Deutschen, URL: <https://geschichtedergegenwart.ch/der-katechismus-der-deutschen/> [eingesehen am 25.09.2022]. Zur Kritik an Moses beispielhaft Friedländer, Saul u.a.: Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkungen zum neuen Streit über den Holocaust, München 2022.

⁶ Darauf weist auch eindringlich hin Sznajder, Natan: Fluchtpunkte der Erinnerung. Über die Gegenwart von Holocaust und Kolonialismus, München 2022.

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

Eigentlich hatte die Konferenz bereits 2021 stattfinden sollen. Die Veranstalter*innen hofften, eine abgeschlossene Debatte zu rekapitulieren. Doch Corona machte einen Strich durch die Rechnung und die Debatte gewann durch die „documenta fifteen“ noch einmal an Hitzigkeit; insbesondere gesellschaftliche Spaltungslinien traten deutlich zu Tage. Ziel der Tagung war indes das titelgebende „beyond“ der Debatte. Um das zu erreichen, mussten sich alle zunächst auf die Aufforderung des Migrationsforschers Mark Terkessidis (Berlin/ Köln) „Say yes to the mess“ einlassen, um zentrale Fragen beantworten zu können: Auf welchen Ebenen der Streit liegt und warum die Diskussion so schwierig ist.

Inside

Das setzt vertiefende Einblicke in den Stand der Debatte voraus, die der Historiker Steffen Klävers (Berlin) gewährte. Er zeigte, dass die „Historikerstreit 2.0“ genannte Debatte über das Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Kolonialismus in der Wissenschaft alles andere als neu ist.⁷ Zwar rücke die koloniale Vergangenheit Deutschlands (und damit die „Verflechtungsgeschichte“⁸ eines komplexen Gewaltgeschehens) in den letzten Jahren stärker in den Fokus, doch in Fachkreisen sei sie bereits seit den 2000er Jahren intensiv diskutiert worden, ohne dass dies jedoch in öffentlichen Debatten oder erinnerungskulturellen Auseinandersetzungen rezipiert worden wäre.

Vergleichsverbot?

Die Diskutierenden auf der Tagung waren sich einig, dass es kein „Verbot“ gibt, den Holocaust mit anderen historischen Ereignissen zu vergleichen. Vielmehr könnten Erkenntnisse (gerade über Spezifika) nur über Vergleiche gewonnen werden. Dies steht jedoch im scharfen Kontrast zur öffentlichen Debatte, in welcher, wie es die Historiker*innen Frank Bajohr und Rachel O’Sullivan jüngst in einem Überblicksartikel pointierten, der Vorwurf der „Holocaust-Leugnung von Links an die Adresse von Postkolonialisten und Vertreter einer vergleichenden

⁷ Kondensiert ist der Debattenstand nachzulesen bei Bajohr, Frank/O’Sullivan, Rachel: Holocaust, Kolonialismus und NS-Imperialismus. Forschung im Schatten einer polemischen Debatte, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 20 (2022) H. 1, S. 191–202. Versammelte Debattenbeiträge auch in Neiman, Susan/Wildt, Michael: Historiker streiten. Gewalt und Holocaust. Die Debatte, Berlin 2022.

⁸ Wildt, Michael: Was heißt: Singularität des Holocaust?, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 19 (2022), H. 1, URL: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2022/6022>, [eingesehen am 25.09.2022]. DOI: <https://doi.org/10.14765/zzf.dok-2405>.

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

Genozidforschung“⁹ erhoben werde, der wiederum mit der Behauptung gekontert werde, dass Kritik an Israel heute sofort als Antisemitismus gebrandmarkt werde und man gegenüber Postkolonialismus in „provinzieller Blindheit“ verharre. Mit der sich auch *individuell* stellenden Frage nach Einzigartigkeit führte Bartov hier eine wichtige Differenzierung ein: Für unmittelbar Betroffene sei der Holocaust als Erleben und Teil ihrer Identität eben doch „unique“. Das dürfe allerdings nicht dazu führen, dass sich Räume in der Erinnerungskultur verschließen. Vielmehr müsse die Frage nach Verbindungen, Bezügen und Analogien gestellt werden, die eine inklusive Erinnerungskultur ermöglichen könnten. Dafür müssten Antisemitismus und Rassismus klar definiert werden. Bartov bewertete es als unzureichend, Antisemitismus als eine Form des Rassismus zu behandeln.

Historikerstreit „1.0“ und „2.0“

Erhellend war der Vergleich mit dem Historikerstreit von 1986, der immer wieder gezogen wurde. Gemeinsam sei beiden Debatten – wenn auch unter unterschiedlichen Vorzeichen – die Frage nach der Singularität des Holocaust. Zudem handele es sich damals wie heute um geschichtspolitische Kämpfe, die nicht wissenschaftliche Ergebnisse, sondern vielmehr identitätspolitische Fragen fokussierten. Dennoch überwiegen die Unterschiede zwischen beiden Debatten: Heute gehe es um die Art des Erinnerns, und zwar auf internationale Ebene. Auch stehe heute nicht mehr „links“ gegen „rechts“. Stattdessen hätten die Lager erstaunlich große Schnittmengen (Ablehnung von Frauenfeindlichkeit, Homophobie etc.). Auch werde die damals von links vertretene Singularitätsthese heute von links problematisiert. Zudem habe die Politik Israels in der damaligen Debatte keine Rolle gespielt und man stehe heute anders als damals auf dem Fundament einer etablierten Erinnerungskultur. Eine Gleichsetzung beider Debatten, so der Historiker Felix Axster, abstrahiere in unzulässiger Art von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und der jeweiligen politischen Agenda. Im damaligen Historikerstreit wollte die eine Seite einer Re-Nationalisierung im Sinne von Kohls „geistig-moralischer Wende“ den Weg ebnen. Und heute? Birgt der Stolz auf die „staatlich verordnete“ Erinnerungskultur, die eine selbstgerechte „Speckschicht“ (Axster) angesetzt habe, gleichfalls

⁹ Bajohr/O’Sullivan, S. 192 und 192.

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

das Potenzial für eine Re-Nationalisierung, da das Holocaustgedenken in Deutschland als „Integrationsimperativ“ fungiere und damit unter den Vorzeichen einer postmigrantischen Gesellschaft manche Gruppen exkludiere?

Gesprächsabbruch als Dialoganfang?

Zum Abschluss des ersten Tagungstages erklärte Mendel in Folgerichtigkeit der skizzierten Diskurslinien den wissenschaftlichen „Historikerstreit 2.0“ für beendet. Doch in der Gesellschaft brodelte es weiter: Hito Steyerls Reaktion am Abend auf das proklamierte Ende des „Historikerstreits 2.0“, „Ja, warum sagt ihr das nicht zwei Monate früher?!“, zeigte den Wunsch, sich die Eskalation rund um das Thema Antisemitismus auf der documenta erspart zu haben. Die Abendveranstaltung zur Tagung, „Kunst & Kontext“, offenbarte eine gravierende Disparität zwischen der wissenschaftlichen Einschätzung und der gesellschaftlichen Debattenlage, die vom Podium engagiert und mit offenem Visier wie unter einem Brennglas am Beispiel der „documenta fifteen“ verhandelt wurde.

Am Anfang stand der Wunsch nach Dialog. Doch trotz intensiver Bemühungen war es den Veranstalter*innen nicht gelungen, eine*n palästinensische*n Diskutant*in zur Teilnahme zu bewegen. Ein leerer Stuhl auf dem Podium markierte dieses – auch von Moderator René Aguigah im Bewusstsein gehaltene – Fehlen und damit ein grundsätzlich bestehendes Diskursproblem des Übereinander- statt Miteinander-Redens. Deshalb stand die Diskussion unter dem Motto „Der Dialog ist tot. Es lebe der Dialog!“¹⁰

Obwohl die Künstlerin Steyerl bereits im Vorfeld der documenta die Rahmenbedingungen des Diskurses problematisiert hatte¹¹, holten diese sie kurze Zeit später ein: Nachdem die documenta-Leitung auf die Antisemitismusvorwürfe gegen das Banner von Taring Padi überwiegend „sprachlos“ reagiert habe, zog Steyerl ihre Exponate von der Ausstellung zurück. Die fehlende Auseinandersetzung habe für sie (als Deutsche, wie sie betont) keine andere

¹⁰ Alfandari, Julia/Mendel, Meron: Die bittere Bilanz eines Scheiterns, in: Süddeutsche Zeitung, 04.09.2022. URL <https://www.sueddeutsche.de/kultur/documenta-antisemitismus-meron-mendel-1.5650769?reduced=true> [eingesehen am 08.10.2022].

¹¹ Steyerl, Hito: Kontext ist König, außer der deutsche, in: Zeit Online, 03.06.2022, URL: https://www.zeit.de/kultur/kunst/2022-06/documenta-15-postkoloniale-theorien-kunst-kontextualisierung?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F [eingesehen am 25.09.2022].

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

Option erlaubt. Für die ebenfalls auf dem Podium der Abendveranstaltung sitzende Journalistin Nele Pollatschek¹² schwand mit der um die documenta entbrennenden gesellschaftlichen Diskussion ihre bisherige Gewissheit, dass es in Deutschland ein Bewusstsein dafür gebe, was es bedeute, hier jüdisch zu sein. Doch nun komme Antisemitismus eine Art „Ventilwirkung“ (Steyerl) zu. Dies illustrieren die Vorwürfe, mit denen Julia Yael Alfandari an einem Stand der Anne-Frank-Stiftung auf der documenta¹³ konfrontiert wurde, eindrücklich: „Sie“ (gemeint ist eine unklare Gruppe jüdischer Menschen) agierten, indem sie eine kritische Diskussion des Banners befürworteten, wie damals die Nazis gegen „entartete Kunst“. Andere, die in Kassel nicht ganz so weit gingen, äußerten den Verdacht, dass Antisemitismus lediglich ein „Problem der Migranten“ sei, aber keinesfalls eines der deutschen bürgerlichen Mitte.

Unüberwindbare Polarisierung?

Die Kehrseite der Diskussion – so wurde aus dem Publikum angemerkt – sei indes die Tatsache, dass eine rassistische Darstellung auf demselben Banner öffentlich nicht problematisiert worden sei; es gehöre in Deutschland zum (weißen) understatement, gegen Antisemitismus zu sein – für Rassismus mache das blind. Ob ein solches Ungleichgewicht existiert, diskutierte das Podium in bewundernswerter Offenheit und machte dabei auch die eigenen Vorurteile transparent. Hier gelang, was auf der documenta und im öffentlichen Diskurs zu wenig oder gar nicht geschah. Der Gesprächsabbruch markiert den Anfang der Debatte.

Dass es bei jüdischen Menschen eine konkrete Verunsicherung gibt, hatten tagsüber auch jüdische Referenten in Erinnerung gerufen, die – im übertragenen Sinne – mit „the gun in the hand“ aufgewachsen seien. Wie real die Sorge darum ist, wieder Opfer werden zu können, hatte sich gezeigt, nachdem Terkessidis zwar die Abdeckung des Banners von Taring Padi befürwortet, zugleich aber moniert hatte, dass der Zentralrat der Juden ein „Zugriffsrecht des Staates“ gefordert und die documenta zu einem „Selbstreinigungsprozess“ angehalten habe. Ein

¹² Pollatschek, Nele: Der Preis, den man dafür zahlt, als Jude in Deutschland zu leben, in: Süddeutsche Zeitung, 01.07.2022. URL: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/documenta-antisemitismus-deutschland-kunst-1.5612196?reduced=true> [eingesehen am 25.09.2022].

¹³ Alfandari, Julia/Mendel, Meron: Die bittere Bilanz eines Scheiterns, in: Süddeutsche Zeitung, 04.09.2022. URL <https://www.sueddeutsche.de/kultur/documenta-antisemitismus-meron-mendel-1.5650769?reduced=true> [eingesehen am 25.09.2022].

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

Zuhörer replizierte mit bebender Stimme: Solch polemische Äußerungen seien der Grund, weshalb er als nach Deutschland eingewanderter Staatenloser sich hier nicht sicher fühle. Terkessidis erwiderte, er habe nicht auf „Sensibilitäten“ „rumtrampeln“ wollen, doch sei auch er, als griechischstämmiger Deutscher, verunsichert, wenn er beispielsweise an den im NSU offenbar gewordenen Rassismus denke. Das Gefühl, das Steyerl als Hintergrund der Entscheidung, ihre Exponate zurückzuziehen, artikulierte, brachte es auf den Punkt: Das Gefühl, sich entscheiden zu müssen, ob man im Land von Halle *oder* Hanau lebe.

Beside

Über den „Historikerstreit 2.0“ im engeren Sinne hinausweisende Denkanstöße lieferte die vergleichende Perspektive zwischen Polen, Israel, den USA, Namibia und Deutschland. Die Historikerin Zofia Wóycicka (Warschau) zeigte, dass die Konfrontation mit transnationalen Erinnerungsdiskursen in Polen einen backlash ausgelöst habe: Forciert werde nun eine staatlich verordnete Erinnerungskultur, die eine Thematisierung der Kollaboration der Polen während des Zweiten Weltkrieges scharf sanktioniere. Zeitgleich habe man sich in den USA, wie die Historikerin Mirjam Zadoff (München) berichtete, unter Trump gefragt, was man von Deutschland, wo das Holocaustgedenken zur Staatsräson gehöre, lernen könne. Für Israel wiederum sei, wie Doron Kiesel, Direktor der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden, verdeutlichte, die Shoah der zentrale Bezugspunkt jüdischer und israelischer Existenz. Deshalb betrachte er die Staatsgründung Israels als emanzipativen Akt. Für Israel und Deutschland war das 1952 geschlossene Luxemburger Abkommen, das die Bundesrepublik auf umfassende Entschädigungszahlungen verpflichtete, *ein* Weg des Umgangs mit der Vergangenheit. Es werde häufig als positives Beispiel herangezogen, wie die Historikerin Iris Nachum (Jerusalem) herausarbeitete. Gleichwohl begleite es eine Relativierung, da ein Aufrechnen der Holocaustopfer gegen die „Ostvertriebenen“ erfolgt sei, denen man im Lastenausgleichsgesetz ebenfalls eine Art Entschädigung zollte. Reparationen, so Nachums Fazit, könnten – freilich ein schmaler Grat – eine Möglichkeit sein, sich mit geschehenem Unrecht auseinanderzusetzen. Sie könnten aber auch Opferkonkurrenzen aufbauen. Dieser Mechanismus zeige sich in Polen, wo die „jüdischen“ und die „polnischen“ Opfer in einem „ugly competition“ (Wóycicka) gegeneinander aufgerechnet würden. Bedingt gäbe es eine solche Konkurrenz auch in den USA:

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

Dort habe sich unter Trump auf Grundlage des gemeinsamen Bewusstseins, dass „white supremacy“ (Zadoff) beide betreffe, eine Solidarität zwischen Schwarzen und Juden formiert. Zuvor seien Juden hingegen eher als „weiß“ und damit als Teil des Problems wahrgenommen worden, wie es aktuell auch stellenweise bei Black Lives Matter zu beobachten sei.

Öffnung der Erinnerung?

Wie schwierig es ist, den schmalen Grat der Versöhnung zu beschreiten, verdeutlichte der ehemalige Bundestagsabgeordnete Ruprecht Polenz (CDU), der als Beteiligter die Aushandlung des Versöhnungsabkommens zwischen Deutschland und Namibia schilderte. In diesem bittet Deutschland um Verzeihung für den zwischen 1904 und 1908 begangenen Völkermord an den Herero und Nama. Ein Genozid, der in der deutschen Erinnerungskultur bislang kaum Platz findet. In Polen wiederum werde eine integrative Erinnerung durch die staatlich forcierte Opferkonkurrenz zwischen „jüdischen“ und „polnischen“ Opfern blockiert. Gleiches gelte in Israel für das intergenerative Trauma, glaubte Kiesel: Solange dieses nicht bewältigt sei, könne man sich kaum dem „Leid der Anderen“ öffnen. Heikel daran sei jedoch, wandt Zadoff ein, dass Traumata eben auch politisch instrumentalisiert werden könnten.

Während Israel, so Kiesels Wahrnehmung, die deutsche Erinnerungskultur sehr wohlwollend beurteile, schaue es kritisch nach Polen, wo der Antisemitismus unter der PiS-Regierung ein großes Problem sei. Wóycicka schränkte jedoch ein, dass es zuvor eine intensive Auseinandersetzung mit Antisemitismus gegeben habe; diese lasse sich für die USA indes nicht konstatieren. Im „coldwar america“ sei das Interesse, sich mit dem eigenen Antisemitismus zu beschäftigen, gering gewesen. Insbesondere die schwarzen GIs seien nach ihrer Rückkehr wieder Opfer einer rassistisch motivierten Segregation geworden. Dass der Holocaust seit den 1990er Jahren zunehmend globalisiert verhandelt werde, begrüßte Zadoff prinzipiell. Die damit einhergehende Universalisierung werde allerdings auch dazu genutzt, sich nicht mit der eigenen Gewaltgeschichte beschäftigen zu müssen. Gerade in den USA habe man zwar „the ‚deutsche Erinnerungskultur‘ as a DIN-norm for memory“ (Zadoff) übernommen, aber in erster Linie ein nationales Gedächtnis geschaffen, das blind gegenüber wesentlichen Teilen der eigenen Geschichte sei. Sowohl die Erinnerung an die Sklaverei als auch das Bewusstsein, dass man überwiegend auf von Native Americans „geraubtem Land“ stehe, seien darin vollkommen

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

marginalisiert. Die am Vortrag von Axster thematisierte Re-Nationalisierung (oder überhaupt: Nationalisierung) der Erinnerung, der „history war“ (Zadoff), sei insbesondere in den USA, aber auch in Polen höchstproblematisch.

Globalisierung

Inwiefern Globalisierung indes auch eine riesige Hürde für Versöhnungsprozesse sein kann, zeigt das Ringen um einen Umgang mit der deutschen Kolonialherrschaft in Namibia. Zwar wurde 2021 eine gemeinsame Erklärung paraphiert, welche die Zahlung von rund 1 Milliarde Euro festlegt, womit eine Erinnerungstiftung aufgebaut und Bildungsangebote in Namibia finanziert werden sollen. Dies solle – so betonte Polenz – am Anfang einer Aussöhnung stehen. Doch Naita Hishoono, Leiterin des Namibia Institute for Democracy (Windhuk), legte den Finger in die Wunde: Während die eine Hand Entwicklungshilfe gebe, beute die andere die ehemaligen Kolonien weiter schonungslos aus. Gerade im Vergleich zum Abkommen mit Israel von 1952 wird das mit Namibia von der Mehrzahl der dortigen Abgeordneten als „rassistisch“, „arrogant“ und „nicht auf Augenhöhe“ (Hishoono) abgelehnt. Wesentliche Gruppen der Herero und Nama hätten ebenso wie Vertreter*innen der namibischen Zivilgesellschaft nicht am Verhandlungstisch gesessen, weil – so Polenz – der namibischen Regierung im Sinne eines Nationalgefühls daran gelegen war, im Namen *aller* Namibier zu verhandeln. Das Abkommen zeige, so der Tenor in Namibia, dass es den Deutschen erneut gefalle, in der Rolle der „white savors“ aufzutreten, obwohl sie nur auf ihren eigenen wirtschaftlichen Vorteil bedacht seien. Der um konkrete Verbesserungen im deutsch-namibischen Verhältnis bemühte Polenz gab hingegen unumwunden zu: Für einen Versöhnungskurs müsse man auch Mehrheiten in der Wähler*innenschaft organisieren. „Vertun Sie sich mal nicht [...] Nicht alle denken so wie wir hier im Raum.“ Hishoono warf anerkennend ein, dass Deutschland sich überhaupt gesprächsbereit gezeigt habe – dass es gelungen sei, den Elefanten aus dem Raum in den Dialog zu holen, sei ein Anfang.

Beyond

Gelang es der Tagung, ihr erklärtes Ziel des „beyond“ der Debatte zu erreichen? Zunächst unterstrich sie eindringlich deren ungebrochene Virulenz und Vehemenz. Zudem wurden wichtige Voraussetzungen für eine Erneuerung der Erinnerungskultur benannt: Das

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

Bewusstsein darüber, dass Erinnerung stets zeitlich situiert und deshalb veränderbar sei und dass es sich lohne, Ambivalenzen auszuhalten und eine „connectivity“ (Lentz) zu suchen.

„The pain of the others“

Um diese herzustellen, wurde mehrfach auf das Buch von Charlotte Wiedemann „Den Schmerz der anderen begreifen“¹⁴ verwiesen. Um dazu allerdings in der Lage zu sein, müssten die eigenen Traumata bearbeitet sein. Zudem müsse es Begegnungen in „Vertrauensräumen“ geben, wie es der Erziehungswissenschaftler Wolfgang Meseth (Frankfurt/Main) nannte. Damit werde das Gegenteil von „isolated spaces“ (Zadoff) geschaffen werden. Die bestehenden Opferhierarchisierungen müssten aufgebrochen und in der Wissenschaft Interdisziplinarität stärker gefördert werden. Gesamtgesellschaftlich müssten „mehr Fragen gestellt“ und „Multiperspektivität gelernt“ (Terkessidis) werden, um „Diskursfähigkeit“ (Meseth) herzustellen. Bei aller Skepsis war man sich einig: „Keine Erinnerungskultur ist wirklich keine Lösung“, wie Steyerl es formulierte. Deshalb wurde das immer wieder als Referenz herangezogene Konzept der Multidirektionalität, das Michael Rothberg bereits 2009 entwickelt hatte, durch einen neuen Vorschlag ergänzt: Empathie. Multidirektionales Erinnern bedeutet solidarisches Erinnern. Doch für Solidarität ist Empathie, oder, wie die Anthropologin Esra Özyürek (Cambridge) es eindrücklich formulierte, die Fähigkeit „to stand in the shoes of the others“, notwendige Voraussetzung.

Die „richtige“ Seite

1986 hatte Jürgen Habermas im Historikerstreit „Verfassungspatriotismus“ als kleinsten gemeinsamen Nenner ausgemacht, wie Mendel in der Abschlussdiskussion aufgriff. Dieser müsse – so ein Resümee der Tagung – heute durch Empathie ergänzt werden. Allerdings betonten sowohl Mendel als auch Pollatschek auf der Tagung, dass das Bedürfnis, immer auf der „richtigen“ Seite stehen zu wollen, den Dialog erschwere, zumal nicht (mehr) klar sei, was die „gute“ Seite eigentlich sei. Dieser Druck führe oftmals zum Gesprächsabbruch, zu groß sei das Risiko, in der identitätspolitisch aufgeheizten Arena als Antisemit*in oder Rassist*in zu gelten. Selbst im Vorfeld der Tagung, so räumte Mendel ein, habe es Vorbehalte gegeben, ob

¹⁴ Wiedemann, Charlotte: Den Schmerz der Anderen begreifen. Holocaust und Weltgedächtnis, Berlin 2022.

Tagungsbericht „Beyond. Towards a future practice of remembrance“.
Internationale Konferenz am 22. und 23. September 2022 in Frankfurt
(Frankfurt University of Applied Sciences, Goethe Institut, Bildungsstätte Anne Frank)

Autorin: Katharina Trittel

man überhaupt miteinander sprechen könne. Hinsichtlich dieser Bedenken erreichte die Konferenz ein klares „beyond“: Ihr gelang – bei allen (transparent gemachten) Einschränkungen – ein multiperspektivischer Dialog. Und auch wenn vielleicht nicht alle, wie Mendel es sich eingangs gewünscht hatte, „ein bisschen vernünftiger“ aus der Tagung herausgingen, so indes mit Sicherheit klüger und, das jedenfalls der subjektive Eindruck, auch ein wenig empathischer.